

zeugende Antworten gibt. Dieses Buch ist nicht nur eine hervorragende Einführung, sondern bietet auch Lesern, die mit der Jesus- und Evangelienforschung vertraut sind, viele Anregungen und Impulse, gerade in den Exkursen zu Einzelfragen. Das Gleiche gilt für Predigt und Unterricht. Eine deutsche Übersetzung wäre dringend zu empfehlen.

Nicht umsonst heißt der Titel: *Christus auf der Erde*. B. beobachtet, „dass die Frage nach dem historischen Jesus immer wieder zu einer verminderten Betonung des Glaubens an den lebendigen Herrn Jesus Christus im Himmel geführt hat“, und mahnt: „Keine Untersuchung des irdischen Lebens Jesu kann getrennt werden von unserem Glauben an sein Leben und Werk als der Messias Gottes, das sich nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt fortsetzt. Eine genauere Kenntnis der Art und Weise, wie unser Retter sein irdisches Leben gelebt hat, kann unsere Verehrung des himmlischen Königs anspornen“ (S. 10). Auch dazu lädt B.s Buch seine Leser ein.

*Christoph Stenschke*

*Biblische Theologie: Entwürfe der Gegenwart*. Hrsg. von Hans Hübner; Bernd Jaspert. Biblisch-Theologische Studien, Bd. 38. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 1999. 223 S. DM 48,-

Das Thema der Biblischen Theologie ist ein genuin evangelikales Anliegen, geht es doch um das Nachdenken über das Verhältnis von Altem und Neuem Testament, um eine gesamtbiblische Theologie – im Zusammenhang der Überzeugung, dass „die Botschaft der Bibel als Gottes Anspruch an die Menschen nach wie vor ... unüberholt“ ist (S. 6). Der vorliegende Band druckt sechs Referate ab, die im Februar 1996 auf einer Tagung an der Evangelischen Akademie Hofgeismar gehalten wurden. H. Hübner beantwortet die Frage „Warum Biblische Theologie?“ (S. 9-39), T. Söding skizziert „Entwürfe Biblischer Theologie in der Gegenwart“ (S. 41-103), J. Hausmann analysiert „Die Rede vom Volk Gottes als biblische Kategorie“ (S. 105-123), U. Mauser beschreibt die Bibel als „Das Buch der werdenden Einzigkeit Gottes“ (S. 125-142), B. Jaspert setzt „Biblische Theologie und Kirchengeschichte“ in Beziehung (S. 143-181), und John Riches sieht „Neutestamentliche Theologie und kulturelle Anthropologie“ (S. 182-211) als entscheidende Gesprächspartner einer Biblischen Theologie. Ein Stellen- und ein Namenregister schließen den Band ab.

Im Folgenden soll das einführende Grundsatzreferat von H. Hübner etwas ausführlicher besprochen werden. Zunächst skizziert H. die Vielfalt innerhalb der alt- und neutestamentlichen Schriften als Zeugnisse „recht“ (AT) oder „auffällig“ (NT) unterschiedlicher theologischer und religiöser Denkweisen und Selbstverständnisse (S. 11). Wie aus diesen menschlichen Zeugnissen „Gottes Anspruch an die Menschen“ (S. 6) werden soll, wird leider nicht ausgeführt. Genauso wenig wird der Frage nachgegangen, wie weit die Offenbarung Gottes im Alten und Neuen Testa-

ment reicht. – H. will aus theologischen Gründen auch die Apokryphen zum Kanon rechnen, und er datiert die Pastoralbriefe und den 2. Petrusbrief ins 2. Jh. (S. 11). H. beschreibt das Verhältnis der beiden Testamente für die urchristliche Zeit als Verhältnis von „Bibel und Nichtbibel“ (S. 14). Das heißt, für die neutestamentlichen Autoren war das AT „das geschriebene autoritative Gotteswort“, die eigenen Schriften (nur) „Kommentar der Heiligen Schrift“ (S. 13). Weil das „Offenbarungsereignis Gottes in Jesus Christus“ jedoch die „endgültige Heilssetzung durch Gott“ ist (S. 15f), „relativiert das neue Wort Gottes das alte Wort Gottes“ (S. 16). Vor das Alte Testament ist deshalb ein „christologisches Vorzeichen“ zu setzen (ebd.). Weil die neutestamentlichen Schriften mit dem AT argumentieren, „partizipieren“ sie an der Autorität des neuen „Offenbarungsaktes“ Gottes (S. 17). Das von H. angebotene dreifache „Autoritätengefüge“ ist nicht neu: Die Heilige Schrift Israels als Urkunde der Offenbarung(en) Gottes, Jesus Christus als Person gewordene Offenbarung Gottes und das Neue Testament als schriftlicher Ausdruck dieser neuen Offenbarung (S. 18).

In einem zweiten Abschnitt behandelt H. das Zueinander von Schrift und Tradition, ausgehend von der Überzeugung, dass Luthers Formel *sola scriptura* in ihrer polemischen Zuspitzung „zu simpel“ ist (S. 19). Eine ekklesiologische Neuformulierung sei angemessener: Das NT ist „die Verschriftlichung der Predigt“ der Urkirche und autoritativ, weil der Inhalt dieser Predigt autoritativ ist. Das heißt, die neutestamentlichen Schriften sind „Schrift gewordene Tradition“ (S. 20). Richtig ist, dass „die missionierende, die verkündigende Kirche“ als „Kirche des lebendigen Wortes Gottes“ das ekklesiologische „Urdatum“ ist (S. 20f). Richtig ist auch, dass die Kirche wesenhaft eine „geistliche Realität“ ist (S. 22). Allerdings sollten wir nicht vergessen, dass die *ekklesia* für Petrus, Jakobus und Paulus immer Ortsgemeinde war und deshalb nicht erst sekundär die sichtbare „Versammlung der Heiligen“ ist. Grundlegend ist dann wieder der Hinweis, dass die eigentliche Realität der Kirche „die Präsenz Gottes“ und damit „der theologische Ort des Wortes Gottes“ ist, woraus folgt, dass sich die Kirche mit dem Neuen Testament nicht selbst und eigenmächtig den Kanon gegeben hat, sondern diesen letztlich von Gott bzw. Christus als „Quell ihrer geistlichen Realität“ empfangen hat (S. 22). Bei H.s Sätzen zum Wesen der Kirche drängt sich die Frage auf, ob diese auch für Kirchen gelten, in denen die Realität (verstanden im Sinn historischer Wirklichkeit, wie von den apostolischen Zeugen ganz selbstverständlich vorausgesetzt und betont) der Auferstehung Jesu und die Sühnebedeutung seines Kreuzestodes geleugnet, d.h. sanktionslos ein „anderes Evangelium“ verkündigt werden kann. Muss der von H. kursiv gedruckte Satz: „Die Kirche steht unter der Schrift“ (S. 22f) nicht bei diesen zentralen urchristlichen Aussagen konkrete Konsequenzen haben? H. will mit seinem hermeneutisch reflektierten Verständnis des Axioms *sola scriptura* eine Annäherung der Konfessionen erreichen, erhofft sich also von der Biblischen Theologie eine Überbrückung wenigstens dieses theologisch entscheidenden Grabens (S. 23). Die Hoffnung dürfte sich jedoch schon deshalb kaum erfüllen, weil die katholische Kirche die neben der Bibel autori-

tative „Tradition“ nicht nur im Entstehungsprozess der neutestamentlichen Schriften und des Kanons lokalisiert, sondern auch in den Verlautbarungen des Lehramts in der Kirchengeschichte.

Im dritten Abschnitt, in dem H. die Beziehung von Israel und Kirche, von Altem und Neuem Testament und damit das Wesen der göttlichen Offenbarung thematisiert, finden sich wieder viele wichtige Aussagen: Die exegetischen Disziplinen dürfen nicht auf die historische Frage beschränkt werden, sondern sind von ihrem Wesen her als *theologische* Disziplinen zu verstehen (S. 25). Die Antwort auf die theologische Frage nach dem Verhältnis von Judentum und Christentum muss unabhängig von der eigenen, z.B. deutschen Volkszugehörigkeit verantwortet werden können, und das heißt, ein von manchen geforderter „theologischer Besitzverzicht“ ist unsinnig und theologisch unverantwortlich (S. 32). Die christliche Kirche hat mit dem Alten Testament die Offenbarungsgeschichte des Gottes Israels akzeptiert und als geschichtlichen „Weg zur Christusoffenbarung“ interpretiert, verbunden mit der Überzeugung, dass „diese Offenbarungen durch seine nun endgültige Offenbarung in Jesus Christus abgeschlossen“ ist (S. 33). Gottes Ewigkeit wurde in der Erwählung und Geschichte Israels und in der Inkarnation des Logos geschichtliche Einmaligkeit. Der Einwand der Aufklärung und der Religionsgeschichtlichen Schule, die Partikularität dieser Sachverhalte sei nicht universalisierbar, ist hinfällig, wenn Gott wirklich in der Geschichte wirkt (S. 34f). H. sieht richtig, dass sich das „israelzentrierte“ Verständnis des Alten Testaments durch die Juden des 1. Jh. (und seither) hermeneutisch grundlegend von dem „weltumspannenden Horizont“ der frühchristlichen Auslegung unterscheidet, in der das Alte Testament einen „eminent *neuen* Charakter“ gewonnen hat (S. 30f). M.E. ist dies jedoch nicht der „*entscheidende Unterschied*“ (S. 30, Hervorhebung H.) zwischen dem jüdischen Verständnis und der urchristlichen „Interpretation unter christologischer Perspektive“. Der entscheidende Unterschied, der die hermeneutische neue Wirklichkeit dieser christologischen Perspektive erst ermöglicht hat, ist die urchristliche Überzeugung, dass Jesus von Nazaret der messianische Menschensohn und der göttliche Gottessohn ist, der in endgültiger Weise Heil bringt, der in neuer Weise den *internationalen* Horizont der Gegenwart Gottes in der Mission des jetzt neuen, aus glaubenden Juden und Nicht-Juden bestehenden Gottesvolkes Realität werden lässt und der *in diesem Zusammenhang* die „substantielle Änderung“ der Heiligen Schrift Israels (S. 31) als neue und in manchem unerwartete Erfüllung der alten Verheißungen auslöst. Die von H. beschriebene Einheit von Altem und Neuem Testament ist überzeugender, wenn sie stärker auf die Person Jesu von Nazaret rekurriert.

Die Lektüre des Buches regt zu intensivem Nachdenken über eines der zentralsten Themen der Kirche an und gibt wichtige Anstöße, die weiter verfolgt werden sollten. Wer in der pietistischen bzw. evangelikalen Tradition steht, wird an vielen Stellen für die „Väter“ dankbar sein, die schon seit langem das eine oder andere genauso gesagt haben.

Eckhard J. Schnabel